

## Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte.

Von

**Ferdinand Rudio** und **Carl Schröter.**

---

### 10. Die projektierte zürcherische Zentralbibliothek.

Im zürcherischen Bibliothekswesen pulsiert frisches Leben: Nachdem vor einigen Jahren die Bibliothek des eidgenössischen Polytechnikums ganz neu eingerichtet worden ist, nachdem die gemeinschaftlichen periodischen Zuwachsverzeichnisse und namentlich der so äusserst wichtige Zentralkatalog geschaffen worden sind, wird nun hoffentlich die Zentralbibliothek nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ihre Notwendigkeit wird von keiner Seite bestritten, sie muss kommen. Bereits ist denn auch eine Kommission an der Arbeit, die sich mit einem Aufrufe zunächst an eine ausgewählte Schar von Freunden der Wissenschaft gewandt hat und die nicht ruhen wird, bis die erforderlichen Mittel — trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse — gesammelt sind:

Wir teilen heute unsern Lesern den Wortlaut des genannten (von Herrn Prof. Th. Vetter verfassten) Aufrufes mit. Er lautet:

Zürich, im November 1903.

Hochgeehrter Herr!

Die unterzeichnete Kommission hat die Aufgabe übernommen, Beiträge für den Bau einer Zentralbibliothek zu sammeln. Die mitfolgende Darlegung möge Sie davon überzeugen, dass in allen dort genannten öffentlichen und Gesellschaftsbibliotheken sich immer stärker und dringender das Bedürfnis nach grösseren Räumlichkeiten, die eben nur auf dem Wege des Zusammenschlusses werden erlangt werden können, geltend macht.

Mag der Zeitpunkt für ein derartiges Unternehmen mit Rücksicht auf die geringeren Baukosten gegenwärtig günstig sein, so ist er allerdings um so ungünstiger, wenn wir an die schwierige Finanzlage von Staat und Stadt denken. Aus öffentlichen Mitteln einen Betrag von 800,000 — 1,000,000 Fr. für einen Bibliothekbau beanspruchen zu wollen, geht heute nicht an, auch wenn man noch so sehr vom Nutzen und der Wichtigkeit einer Zentralbibliothek überzeugt ist. Hier muss der Opfersinn der Besitzenden, der im Laufe der Jahrhunderte unsere Bibliotheken zum grösseren Teile geschaffen hat, dem Staate und der Stadt entgegenkommen und ihnen wenigstens einen Teil der Last abnehmen. Von dieser Ueberzeugung durch-

drungen, hat schon am 1. August 1902 ein hochherziger Förderer der Wissenschaft der zürcherischen Erziehungsdirektion 200,000 Fr. zugesagt; unser verehrter Landsmann Dr. Ulricho Hoepli in Mailand hat am 15. April 1903 die schöne Gabe von 25,000 Fr. hinzugefügt und sich der Bedingung des ersten Gebers angeschlossen, „dass der Bau an einem seiner Bedeutung angemessenen und würdigen Platz errichtet werde, dass er so rasch als möglich in Angriff genommen werden möchte, und dass Kanton und Stadt sich mit angemessenen Beiträgen beteiligen“. Endlich hat der Hochschulverein trotz seiner bescheidenen Mittel am 29. April dieses Jahres eine Subvention von 10,000 Fr. (in drei Jahresraten zahlbar) beschlossen, um damit zu zeigen, wie sehr ihm das Unternehmen am Herzen liege.

Diesen ersten Beitrag von 235,000 Fr. auf die Höhe von 500,000 Fr. zu bringen, muss unser Bestreben sein. Alsdann darf an Kanton und Stadt sehr wohl das Ansinnen gestellt werden, an den Bau einer Zentralbibliothek zu gehen und die weiteren Kosten auf sich zu nehmen.

Wir wissen sehr wohl, auf welche harte Proben die Freigebigkeit der Besitzenden fortwährend gestellt wird, und nur das Bewusstsein, nicht für etwas Vorübergehendes, nicht für ein Unternehmen, das sich noch nicht bewährt hat, oder gar für ein Fest eine Gabe zu erbitten, gibt uns den Mut zu unserm Vorgehen. Wir bitten um Unterstützung einer Anstalt, die seit Jahrhunderten in verschiedener Form zu den mit besonderer Liebe gepflegten Kindern der Gebildeten Zürichs gehört hat, und die nun in neuem, zeitgemässen Gewande erstehen soll. Was wir ins Leben zu rufen gedenken, wird nicht nur für unsere zahlreichen Lehranstalten und die Lehrer aller Stufen, sondern auch für unsere heranwachsende Kaufmannschaft, kurz für alle nach Bildung Strebenden von höchstem und bleibendem Werte sein.

Mit vollkommenster Hochachtung

A. Locher, Regierungspräsident.

Prof. Dr. F. Rudio.

Prof. Dr. Theodor Vetter.

Stadtrat Rob. Billeter, Vertreter des Stadtrates.

Stadtrat Heinr. Wyss, Vertreter des Stadtrates.

Dr. Conr. Escher, Vertreter der Stadtbibliothek.

Dr. Herm. Escher, Vertreter der Stadtbibliothek.

Prof. Dr. G. Meyer von Knonau, Vertr. der Kantonsbibliothek.

Dr. H. Weber, Vertreter der Kantonsbibliothek.

Prof. Dr. A. Lang, Präs. der Naturforschenden Gesellschaft.

Prof. Dr. M. Cloetta, Vertreter der Mediz.-chirurg. Bibliothek.

Prof. Dr. H. F. Hitzig, Vertreter der Juristischen Bibliothek.

Der Unterzeichnete ist beauftragt, den beiliegenden Subskriptionsschein, falls Sie es nicht vorziehen, denselben direkt an ihn zurückzusenden, bis Ende des Monats November bei Ihnen abzuholen und Ihnen — wenn Sie es wünschen — weitere Auskunft über die zu errichtende Zentralbibliothek zu erteilen.

Eigenhändige Unterschrift des Beauftragten.

Dem Aufrufe war zur weitem Orientierung die nachfolgende, ebenfalls von Prof. Vetter verfasste Schilderung der zürcherischen Bibliotheksverhältnisse beigelegt:

#### Die Zentralbibliothek Zürich.

Der Gedanke einer Vereinigung der wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs ist nicht neu; immer wieder haben Gebildete und Bildungsbedürftige ein grosses Hindernis darü gefunden, dass die bedeutenden Bücherschätze, die unsere Stadt beherbergt, an so verschiedenen Orten gesucht werden müssen. Mancher Wissensdurstige hat diese oder jene Forschung eingestellt, nachdem er gesehen, unter wieviel Zeitverlust er in Zürich von einer Bibliothek zur andern wandern musste. Eine gewisse Erleichterung hat allerdings der Zentralkatalog gebracht, der die Titel aller Bücher, die in den etwa zwölf wichtigsten Bibliotheken Zürichs sich finden, vereinigt. Aber die Gründer und Förderer jenes Unternehmens haben mit Recht darin von Anfang an nur den Vorläufer der Zentralbibliothek gesehen.

Von besonderer Wichtigkeit ist indessen der Umstand, dass die Bibliotheken selbst diese Vereinigung sehnlichst herbeiwünschen; denn überall zeigt sich entweder ein Mangel an Raum, um die eingehenden neuen Erwerbungen richtig unterzubringen, oder ein Mangel an Mitteln, um die vorhandenen Schätze richtig zu verwalten und so vermehren zu können, wie das wissenschaftliche Bedürfnis es erfordert.

Was die am 6. Februar 1629 gegründete Stadtbibliothek seit ihrem Einzuge in die Wasserkirche — 1631 — durchzumachen hatte, um die steigende Bücherzahl unterzubringen, das haben Kirchenrat S. Vögelin und Prof. Salomon Vögelin sen. in den Neujahrsblättern von 1842—48 in anziehender Weise erzählt. Und als das Institut im Jahre 1879 mit gedruckten Jahresberichten hervortrat, stand gleich die Klage über den „immer fühlbarer werdenden Mangel an genügendem Raum“ obenan, und schon wurde von einer „Versetzung der Bibliothek in ein dazu besonders zu erbauendes Gebäude“ gesprochen. Der Konvent hat sich redlich bemüht, durch Verbesserungen und Erweiterungen den wohlbegründeten Wünschen der Bibliothekare entgegenzukommen, vermochte aber nicht zu verhindern, dass zu Anfang der neunziger Jahre die alte Klage lauter als je ertönte und zu energischen Massregeln aufforderte. Der Auszug der antiquarischen Sammlung aus dem Helmhaus ins Landesmuseum schien eine glückliche Lösung möglich zu machen; ein Umbauprojekt im Betrage von Fr. 47,000 wurde beraten und angenommen, jedoch 1896 wieder preisgegeben zu Gunsten bescheidener Veränderungen, weil die Unvermeidlichkeit eines Neubaus sich immer klarer herausstellte. Indessen kamen auch die reduzierten Reparaturen in dem alten Gebäude beträchtlich höher zu stehen, als man hatte voraussehen können.

Bei aller Befriedigung, mit der der Bericht für das Jahr 1897 sich über die vollzogenen Arbeiten ausspricht, musste doch gleich hinzugefügt werden: „Der Abschluss des Umbaus bedeutet nun allerdings

mit nichten eine Erledigung der Baufrage überhaupt. Im Gegenteil ist diese . . . zur Zeit dringender, als auf den ersten Anschein zu vermuten wäre. Stadtbibliothek und Kantonsbibliothek bedürfen . . . in abschbarer Zeit neuer Gebäude. Darüber, dass diese unter ein Dach zu liegen kommen sollen (welches Dach sich dann wohl auch über einige andere wissenschaftliche Bibliotheken auszudehnen hätte), herrscht heute wohl kein Zweifel mehr.“

Ungesäumt machte man sich ans Werk. Vertreter der zu vereinigenen Bibliotheken berechneten die Anforderungen, die an ein gemeinsames Bibliothekgebäude zu stellen seien, berieten über die günstigste Lage eines Neubaus und legten das Resultat ihrer Erwägungen den Behörden vor (der Hauptinhalt findet sich auch im Berichte der Stadtbibliothek über das Jahr 1898, Seite 5–8).

Leider traf die gute Anregung in die Zeit grosser wirtschaftlicher Depression, und die Behörden konnten die Frage unmöglich in Beratung ziehen. Die Bücherproduktion richtet sich aber nicht nach lokalen Kalamitäten, und so füllten sich die Gestelle der Bibliothek ununterbrochen. Daher muss der neueste Jahresbericht wieder über Raummangel klagen und die baldige Errichtung einer Zentralbibliothek herbeiwünschen.

Noch schwieriger stehen die Verhältnisse auf der Kantonsbibliothek. Aus der Bibliothek des Chorherrenstifts (1835) hervorgegangen, wurde ihr durch die Bücherei des Klosters Rheinau 1864 eine starke Vermehrung zuteil, die zehn Jahre später die Übersiedelung aus der alten Münze ins Chor der Predigerkirche notwendig machte. Ist auch der Kredit für Anschaffungen nur bescheiden, so ist doch im letzten Vierteljahrhundert die Zunahme sehr gross geworden und auch der Dissertationenaustausch hat bedeutenden Zuwachs gebracht. Die Unterbringung der Bücherschätze lässt sich noch bewerkstelligen, indessen darf man nicht daran denken, welche Verheerung und Gefahr ein ausbrechendes Feuer mit sich bringen müsste. Die soliden hölzernen Gestelle, die hölzernen Zwischenböden würden dem Feuer treffliche Nahrung bieten, während die engen Treppen das Rettungswerk, selbst unter grösster Lebensgefahr, unmöglich machen müssten. Wer den Brand vom 25. Juni 1887 mit angesehen, wird nicht vergessen, wie nahe damals die zürcherische Kantonsbibliothek ihrem Untergange war. Sogar finanzielle Not lässt es nicht gerechtfertigt erscheinen, einen so wertvollen Büchervorrat länger dem Zufall preiszugeben. Eine Aufsichtsbehörde, die hier nicht eine Besserung herbeizuführen sich bemühte, müsste im Falle einer Katastrophe den Vorwurf der grössten Pflichtversäumnis auf sich nehmen.

Während dieser schwerwiegende Übelstand mehr dem prüfenden Auge zum Bewusstsein kommt, ist die Erfahrung, dass das Lesezimmer durchaus unzureichend ist, eine alltägliche. Ungestörte Arbeit gibt's in der Kantonsbibliothek nicht; denn die Benützung des Kataloges und der Nachschlagewerke lässt den Arbeitenden in dem kleinen Raume nicht zur Ruhe kommen. Wer irgendwie kann, vermeidet das Lesezimmer der Kantons-

bibliothek und flüchtet nach der Stadtbibliothek, deren Arbeitsräume jedoch auch viel zu wünschen übrig lassen. Gar manche Studierende sind indessen durch den Stoff ihrer Untersuchungen auf die Kantonsbibliothek angewiesen und arbeiten dort mühsam unter den peinlichsten Verhältnissen. Eine Erweiterung gestattet die Bauart des Kirchenchores natürlich nicht.

Bei der bedeutenden Zahl von Leuten, die sich in Zürich ernsthaft mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen, ist ein bequemer Arbeitsraum für mindestens 150 Personen nachgerade ein dringendes Bedürfnis geworden. Mit Recht hat man Lesesäle für Arbeiter und Arbeitslose eingerichtet; sollte nun nicht auch für den wissenschaftlichen Arbeiter gesorgt werden? Das nahe Basel mit dem schönen Arbeitssaale in der neuen Bibliothek kann uns hierin als glänzendes Vorbild dienen.

Die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft, die seit 1746 existiert und durch eifriges Sammeln wie durch Austausch gegen die eigenen Publikationen einen ungemein reichen Schatz an naturwissenschaftlichen Werken geäuft hat, strebt eifrig darnach, in einer grossen, zugänglichen und jederzeit geöffneten Bibliothek aufzugehen, da wegen der bedeutenden Verwaltungskosten die Mittel zur Befriedigung der von Jahr zu Jahr sich steigernden literarischen Bedürfnisse längst nicht mehr ausreichen. Das ist um so verhängnisvoller, als die Kantonsbibliothek und namentlich die Stadtbibliothek sich von jeher mit dem Gedanken beruhigt haben, für die Naturwissenschaften werde in genügender Weise durch die Naturforschende Gesellschaft gesorgt. Die Gesellschaft würde indessen auch in Zukunft als Mehrerin der Literatur ihres Gebietes mitwirken, indem sie bereit wäre, ihre zahlreichen Tauschexemplare der neuen Bibliothek zu überlassen.

Die medizinisch-chirurgische Bibliothek und die juristische Bibliothek, jene in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, diese im Jahre 1823 gegründet und beide im Chor der Predigerkirche untergebracht, haben schon seit einiger Zeit Ausschluss an eine grosse Bibliothek gesucht. Die Mittel reichen nicht mehr zur richtigen Vermehrung des Bestandes, die Verwaltungskosten sind in keinem Verhältnisse zu den Anschaffungen, die Benützung könnte auch anderswo frei und bequem sein. Nur die Aussicht auf ein allgemeines Gebäude hat die Verschmelzung dieser Bibliotheken mit der Kantonsbibliothek noch verzögert.

So liegen die Dinge in dem Augenblicke, da durch die edle Tat zweier Förderer der Wissenschaft und durch einen Beitrag des Hochschulvereins die Summe von 235,000 Fr. für den Bau einer Zentralbibliothek zur Verfügung gestellt wird, der freilich zwischen 800,000 Fr. und einer Million kosten wird. Die Behörden sind beim besten Willen ausser Stande, den zu deckenden Rest zu übernehmen. Wird es nicht möglich sein, den freiwilligen Beitrag auf die Höhe einer halben Million zu bringen?

Anhänglichkeit und Liebe zur Vaterstadt hat die meisten der genannten Bibliotheken ins Leben gerufen und grösstenteils bis zur Stunde erhalten. Ganz gewiss wird jetzt, im entscheidenden Momente dieser Idealis-

mus nicht versagen. Es wird insbesondere auch die Kaufmannschaft, die neuerdings so grossen Wert auf gründliche theoretische Ausbildung und Weiterbildung legt, ihre Hand nicht verschliessen, wenn es sich darum handelt, ein Institut zu schaffen, das der Bildung Aller dienen soll.

Noch steht die Sorge um die Geldmittel im Vordergrund, denn sie ist die erste, die gehoben werden muss. Dann erst kommen die gewiss auch schwerwiegenden Fragen über Bau und Bauplatz, über Vereinigungsbedingungen und neue Art der Verwaltung. Doch wird sich das alles leicht lösen lassen, wenn einmal der erste Schritt, die Finanzierung, hinter uns liegt.

Möge das schöne Unternehmen freudlichem Verständnis und kräftiger Hilfe empfohlen sein!

### 11. Nekrologe.

Auch im Jahre 1903 hat die naturforschende Gesellschaft den Verlust einiger ausgezeichnete Mitglieder zu beklagen gehabt. Wir erinnern hier insbesondere an Prof. Dr. W. Gröbli, an Dr. H. Pestalozzi-Bodmer und an Prof. Dr. F. Goll.

Walter Gröbli (1852—1903, Mitgl. d. Gesellsch. seit 1877).

Am 26. Juni verbreitete sich abends spät die schreckliche Nachricht in Zürich, dass Professor Gröbli auf einer Schulreise, die er mit der zweiten Klasse des obern Gymnasiums der Zürcher Kantonsschule unternommen hatte, infolge Lawinensturzes verunglückt sei. Am folgenden Morgen war die Nachricht zur Gewissheit geworden: Die jugendfrohe Schar war am Piz Blas bei Piora von einer Lawine verschüttet worden, Gröbli und zwei hoffnungsvolle Schüler waren tot, andere schwer verwundet. Seit dem Unglück an der Jungfrau vom Juli 1887 war keine Kunde mehr nach Zürich gelangt, die eine so allgemeine Trauer hervorgerufen hatte, wie jetzt diese. Einige Worte der Erinnerung an Professor Gröbli werden daher den Lesern unserer Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Walter Gröbli war am 23. September 1852 in Oberuzwil, Kanton St. Gallen, geboren. Nach genossenem Elementarunterrichte absolvierte er die technische Abteilung der Kantonsschule in St. Gallen und trat dann Herbst 1871 in die Fachlehrerschule des eidgenössischen Polytechnikums ein, um sich dem Studium der Mathematik zu widmen. Unter den damaligen Professoren war es namentlich der jetzt in Strassburg wirkende Heinrich Weber, der den talentvollen jungen Mann besonders zu fesseln wusste. Durch ihn wurde Gröbli frühzeitig auf das Studium der mathematischen Physik, namentlich der Arbeiten von Kirchhoff und Helmholtz hingewiesen, denen er sich mit dem grössten Eifer widmete. Nachdem er sich im Herbst 1875 am Polytechnikum das Diplom erworben hatte, war es für ihn daher eine freudige Genugtuung, dass er noch für ein Jahr nach Berlin gehen durfte, um die Vorlesungen der genannten grossen Gelehrten zu besuchen. Es zeugt von der ungewöhnlichen Arbeitsenergie Gröblis, dass es